

Das Pseudonym

Eberhardt Maurer, dessen etwas anspruchsvoller Vorname weder zu seinem Extérieur noch zu seiner Lebenshaltung paßte, stand ziemlich ratlos mitten in seinem Leben. Er war Schriftsteller von Beruf und, wie er meinte, auch von Berufung. Er lebte in einem billigen Kabinett, vier Treppen hoch und er zitterte jedesmal, ob er den monatlichen Zins aufbringen werde können. Es war ihm selbst rätselhaft, wieso es immer wieder ging. Und er hungerte und froh, in Atem gehalten durch die Hoffnung auf seinen endlichen Erfolg. Es war schon richtig, daß ihm nie und da Bekannte zur Hause einluden, oder ihm ein paar Zigaretten schenkten. Zum Verzweifeln war also kein Grund. Mühten doch sogar Bankdirektoren flüchten, Skolotten ihren Schmutz versteigern lassen, Kaufleute Krida anmelden und angesehene Familien Personal abbauen. Es war eben eine grausame Zeit und Eberhardt war nicht der Mensch, sich mit ihr in eine nutzlose Kontroverse einzulassen.

Er war 30 Jahre alt und hatte den Krieg mitgemacht, seine Kindheit war ihm so zwischen den Fingern durchgelaufen, er hatte brav gelernt, seine Eltern hatten ihn aufs Gymnasium und die Universität geschickt. Nach dem Tode seines Vaters hatte er das Studium aufgegeben und seine Mutter und sich selbst durch allerhand Gelegenheitsarbeiten erhalten müssen. Dann war die gute Frau gestorben und der Sohn hatte unter vielen Tränen Wohnung und Möbel verkauft und von dem Erlös zwei Jahre etwas sorgloser gelebt.

Eberhardt Maurer war ein hübscher, stiller Mensch, er gefiel den Frauen und manches Abenteuer fiel ihm in den Schoß. Aber durch Untereernährung und Uebergeistigkeit war er nicht sehr anspruchsvoll, er war gerne allein, bis ihn dann eben zuweilen eine große Ratlosigkeit überfiel.

So geschah es an einem kühlen Septembertage, daß er gegen sieben Uhr abends mitten in seinem kleinen Kabinett stand, den Kopf etwas vorgestreckt und lauschte. Und dieses Lauschen vertiefte sich, er spürte ein Zucken im Hirn und Herz, sein Atem ging schwer und er bemühte sich, ihn unhörbar zu machen. Und plötzlich war er da: der Ge-

danke, der große Wurf, die Geburt des Werkes. Und dann schrieb er, schrieb, schrieb. Das Fieber des Schaffens jagte in ihm, als ginge es auf Leben und Tod. Das dauerte drei Nächte und drei Tage. Er wußte später nicht mehr, hatte er geschlafen, gegessen, geatmet in dieser Zeit? Dann hielt er sein Werk in Händen. Ein Buch, viele, viele Seiten stark, gut geschrieben trotz Hast, klar im Aufbau, dramatisch, suggestiv.

Es war eine Gesellschaftsatire, Komödie in drei Akten, ein Thema von heute, überraschend, packend. Die Zeit war eingefangen, ihre Groteske, ihre Tragik, das Publikum mußte das Stück mit Begeisterung aufnehmen, ein Stück, in dem sich seine eigene Not mit seinem eigenen Lachen kreuzte. Maurer war ganz überzeugt, nach dem dritten Vorhang würde die Menge einfach rasen. Nicht der geringste Zweifel irritierte ihn. Er begriff nur nicht, daß noch nie-

mand vor ihm dieses aktuelle Thema bearbeitet hatte, aber natürlich: die Prominenten waren feil, es fiel ihnen einfach nichts mehr ein, und die Jungen... die schossen über das Ziel hinaus, gebärdeten sich modern-unverständlich oder erschlafften, plötzlich blasiert durch den nahen Erfolg. Aber er, Eberhardt Maurer, hatte es zustandegebracht. Er hatte das Bugstück, das Klassikstück, das Sanierungstück für die Theater geschrieben. Dieses Bewußtsein war schön, schöner als ein guter Braten, ein warmer Nebelrock, ein weiches Bett.

Aber ungeahnte Schwierigkeiten türmten sich. Der Weg zu Direktor und Verleger war gepflastert mit Demütigungen, Grobheiten, Barten, Indiskretionen, Hohn, Abweisung und verächtlichen Blicken. Diese Menschen, von denen augenblicklich sein Glück abhing, waren alle entwedert krank oder verreist, im Badezimmer oder bei einer Konferenz, noch zu Bett oder bei einem Interurbangespräch. Eberhardt Maurer umschloß sein Manuskript mit fieberfeudsten Händen. Sein Werk war ja so aktuell, daß jeden Tag ein anderer dieselbe Idee haben konnte. Und dann? Wenn ihm einer zuvorkam? Was dann?

So geht es von seiner eigenen Machtlosigkeit sah und hörte er nicht, was um ihn vorging, bis eines Tages ein Geschehen seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Ein junger Mensch verübte auf sensationelle Weise Selbstmord, er stürzte sich mitten in der Stadt vom Dache des neuerbauten Hochhauses in die Tiefe. Hunderte von Menschen umstanden die Leiche und auch als sie längst abtransportiert war, besahen sie noch lange den blutbesteckten Platz und diskutierten lebhaft. Es handelte sich um den zwanzigjährigen Studenten der Medizin, Otto Teich, der keine Angehörigen besaß und in dessen starrer Hand man einen zerknitterten Abschiedsbrief fand mit den Worten: „Vielleicht finde ich im Tode, was mir das Leben vorenthielt.“

Die Abendblätter bemächtigten sich des Falles, brachten Bild und Lebenslauf des Selbstmörders und seine letzten Zeilen im Kopfsimile. Der Fall brachte die ganze Stadt in Aufruhr.



Und wieder Ist's Mail

Ein leises Stöhnen regte sich in Eberhardt Maurer, vermischt mit ungeduldem Protest. „Merkwürdig“, dachte er, „vor wenigen Stunden noch war Otto Reich völlig unbekannt und nun, weil er tot ist, ist er mit einem Schlage berühmt. Und diese zwei Worte, „tot“ und „berühmt“ liegen ihn nicht mehr los.“

„Gewiß“, sinnierte er weiter, „gewiß wird es mir einmal ebenso ergehen. Erst nach meinem Tode werde ich berühmt sein.“ Und weiter: „Wie wäre es . . . ? Könnte ich dem Schicksal nicht unter die Arme greifen? . . . Nein! . . . Ich bin kein Betrüger . . . kein Hochstapler, . . . aber, wer kann mir verbieten . . . ? Wenn ich mir nun das Pseudonym Otto Reich wähle?“

Er kaufte sich eine Zeitung und studierte Otto Reichs Gesicht und die Schriftzüge des Abschiedsbriefes. Und dann schrieb er folgenden Brief.

„Zehr geehrter Herr Direktor!

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich nicht mehr am Leben. Ich setze voraus, daß Sie Herz genug besitzen, um den Brief eines Toten mit Ehrfurcht und Interesse zu lesen und ein Vermächtnis aus ihm zu empfangen. Dieses Vermächtnis ist mein Werk. Da viele schöpferische Menschen erst nach ihrem Tode berühmt werden, will ich dies Hindernis — des Lebens an sich — für meine Person aus dem Wege räumen. Da mein Werk aktuell ist, habe ich keine Zeit zu verschwenden. Ich scheid mit der Zuversicht, die Literatur bereichert und der Menschheit etwas gegeben zu haben. Empfangen Sie meinen Dank und die letzten Grüße, die ich in diesem Leben zu versenden habe. Hochachtungsvoll Otto Reich.“

Er trug den Brief auf die Post. In der Früh würde der Brief in den Händen des Direktors sein. Er atmete tief auf und schlief zum ersten Male seit langer Zeit tief und ruhig.

Was nun kam, konnte Eberhardt bequem aus den Zeitungen verfolgen. Seinen Brief fand er dort neben Otto Reichs Bild wieder. Sein Trieb war gelungen, man identifizierte ihn mit dem Selbstmörder. „Ich bin tot!“ lächelte er.

Jeder Tag brachte Neues. Biographische Skizzen erschienen, aus spärlichem Material bauten findige Journalisten ein Schicksal, Psychoanalytiker hielten Vorträge über Reich und seine Klugheit vor dem Erfolg, hohe kulturelle Würdenträger gaben Gutachten ab, es gab Interviews mit Reichs Hausfrau, seiner Hausmeisterin; der Direktor, der das Stück angenommen hatte, ließ sich interviewen über seine ersten Eindrücke, seine zweiten Eindrücke, seine Besetzungsabsichten, den Aufführungstermin, die Bearbeitung, die eventuelle Vertonung, man durchstöberte Reichs Nachlaß, fand aber nur Skripten und Notizbücher, man suchte, ob zwischen den Zeilen nicht ein Dramenentwurf zu finden wäre; andere Theaterdirektoren wollten an der Sache auch fett werden. Die ganze Stadt, die Theaterwelt, das Publikum, die Presse, alles wartete fieberhaft auf die Aufführung. Die Geschäftswelt verkloß das Wort „Otto Reichs Bühnenwert“ in ihre Reklame, großzügige Sammlungen für Reichs Grabstein wurden eingeleitet, Heiratsannoncen bedienten sich etwa der Chiffre „Charakter à la Otto Reich“, Filmproduzenten bestürmten den Direktor um das Recht der Verfilmung, noch ehe sie eine Ahnung von Inhalt und Wert des Stückes hatten. Und Eberhardt Maurer ließ lächelnd all dies an sich vorüberzischen.

Der Tag der Aufführung wurde mit Pomp begangen. Es war ein gesellschaftliches Ereignis. Sämeider und Friseur hatten Ar-

beit, der Autopark vor dem Theater war unübersehbar, aus den Logen leuchteten Toiletten, hier und dort klang Lachen auf. Dann wurde es still und der Vorhang rauschte auf.

Eberhardt hatte einen Stehplatz. Er empfand sich selbst und die Tatsache, daß dies sein Stück war, als so unwirklich, daß er beinahe an seinen eigenen Tod zu glauben begann. Und dann umbrandete ihn Beifall. Es war Sensation, Erfolg, Triumph! Er taumelte nach Hause. Nur einen Moment allein sein! Nur einen Moment in Ruhe nachdenken können.

Er stand in seinem Kabinett, er tastete mit der Hand über den Tisch, an dem er sein Werk geschrieben hatte, er hatte Schwindel. Morgen konnte er sein Infognito lüften. Mor-

gen? Warum nicht schon heute? Heute schon konnte er berühmt sein. Aber, ihm war so sonderbar. Etwas stimmte da nicht. Nach dem Tode sollte er doch erst . . . ! Aber, er lebte doch! . . . Und Otto Reich? . . . Ja, der war tot. Aber was ging ihn Otto Reich an?! Und doch! . . . Aber an dem Erfolg hatte dieser doch nicht teil! . . . Oder doch? . . .

Gegen Morgen jagte sich Eberhardt Maurer eine Kugel ins Herz. Er war sofort tot.

War es der wochenlange Hunger, war es eine Nervenüberreizung oder war es die schreckliche Korrektheit des Enterbten, einen unbedienten Vorteil nicht ertragen zu können?

Eberhardt Maurer war tot. Aber, lebte Otto Reich etwa noch? Die Rechnung war in Ordnung. Sie war mit Null aufgegangen. g. h.

Der Traum eines Kaisers

Von Manfred Amon

Als der Imperator Diokletian sich müde von der Macht und von Rom zurückzog, erinnerte er sich seiner Knabenträume. Er war der erste Dalmatiner, der es in der Welt zu Macht und Ruhm gebracht hatte. Sein Vater war ein kleiner Beamter in Salona gewesen. Als Knabe hatte er es geliebt, zu der sechs Kilometer südlich von Salona liegenden Bucht zu laufen, um dort angesichts des Meeres seine Träume zu spinnen. Dort, in dieser Bucht, haute sich der weltmüde gewordene Heimkehrer ein Haus. Allerdings ein Haus groß und prächtig wie das römische Imperium. Er türmte seine Mauern aus einem Material, das sich weitaus dauerhafter erwies als der Baustoff, aus dem man das Imperium zusammengefügt hatte. Denn während die Stürme der Weltgeschichte das Römerreich in winzige Stäubchen zerblasen haben, steht der Reisende, der heute nach Split kommt, noch immer staunend vor den gewaltigen Resten des Diokletianpalastes. Im Jahre 350 nach Christi begann der Heimkehrer das Werk. Er selbst beaufsichtigte in den Steinbrüchen an der Donau die Gewinnung des weißen Granits, den er als Baustoff für die Mauern seines Schlosses gewählt hatte. Das Innere des Palastes machten Gänge, Bögen und Säulen aus weißem Marmor hell, kühl und märchenhaft

schön. So wie er es gewollt, verlebte der einst Mächtige seine Tage in dem Traumpalast am Adriameer. Bis ihn im Jahre 313 der allmächtigste Imperator aus seiner Heimat forttrieb. Das römische Reich hat das Erbe des Diokletian Aug und in seinem Sinne zu nutzen verstanden. Nach ihm wohnten bis zum Verfall des Imperiums alle Imperatoren, die ihre Macht verloren hatten, mit ihren Familien in dem Palast am Meer. Das Römerreich zerfiel und über Europa stampften die Hufe der Pferdewanderer Völker. Die Awaren kamen und zerstörten Salona. Die geängstigten Bewohner der Stadt flohen auf die Inseln des Adriatischen Meeres. Zur Zeit des Papstes Johann, der auch ein Dalmatiner war, drangen die Kroaten bis an das Meer vor. Sie vertrieben die räuberischen Awaren und setzten sich in Salona fest. Als die Kunde von der Befreiung der Heimat durch die Kroaten zu den Flüchtlingen auf den Inseln drang, kehrten diese auf das Festland zurück. Sie fanden ihre Stadt Salona von den Awaren verwüstet und das Gebiet von den Kroaten besetzt. Darum siedelten sich in den ober- und unterirdischen Räumen des weitläufigen Diokletianpalastes an. So entstand eine neue Stadt, Aphalantos nannte man die merkwürdige Siedlung. Aus Aphalantos wurde dann Spalato. Die Kroaten waren ein Bauernvolk, die Dalmatiner Stadtbewohner. Auf der Grundlage dieser natürlichen Arbeitsteilung wurde es den alten und den neuen Bewohnern dieses dalmatischen Landstriches leicht, sich zu verständigen. Sie schlossen miteinander einen förmlichen Vertrag über die Regelung der Agrarverhältnisse. Im Jahre 643 trat eine neue Wendung in der Geschichte dieses Gebietes ein. Und wieder war es Rom, das entscheidend in das Schicksal der Menschen in dem gesegneten Erdwinkel eingriff. Der Papst entsandte den Bischof Johannes von Ravenna als Metropolitanen von Dalmatien nach Aphalantos. Der Bischof bekehrte und taufte die Kroaten Dalmatiens und gestaltete das Mausoleum des Diokletian zur Kathedrale um. Aus Salona holte er die Gebeine des heiligen Dujam und weihte ihm die neue Kirche. Heute noch beten die Bürger von Split in der vom Metropolitan Johannes errichteten Kathedrale zum heiligen Dujam. Da die Kroaten nun Christen geworden waren, bestand für die alten Dalmatiner kein Hindernis mehr, sich ihnen zu nähern. Es fielen die Schranken zwischen den beiden Völkern und die Kroaten begannen nun an der Westseite des Diokletianpalastes zu siedeln. Und im Jahre 650 wird die Stadt, die das alte Salona jetzt reich überflügelt und seine

Ja-Sager

Sie existieren in ganzen Cliquen,
die lieben Nächsten, die immer nur niden!
Denen geht es nie an den Kragen,
die zu allem ja und amen sagen. —

Wenn einer den Krieg lobt, dann ist er ihr Mann,
doch außerdem sind sie Fasizisten.

Sie singen Tenor, wie auch Bass und Sopran
und züchten Ehrenwörter in Risten.

Heut' reden sie Aug und morgen dumm,
(am liebsten reden sie drunherum).

Bei diesen Kennmal-Gezeiten,
hat jede Sache — zwei Seiten .

Die lachen und weinen je nach dem Wind,
diese Leute, die immer konform mit dir sind.

Sie sind wie Butter bei Sonnenschein, —
man fasse nach Möglichkeit nicht auf sie rein!
Petra.

Zum Troste gesprochen

Wieder lassen Weiden ihre zart begrünt
 Zweige
 Heber buntgewürfelte Gasthausstische
 hängen.
 Wieder gehen Menschen, wie verklärt von
 später Sonne,
 Heber Wiesen, die sich in den Frühling
 dehnen.
 Eine Frau lacht in den Abenddämmer,
 Daß ein Hirt verträumt das Köpfchen
 wendet,
 Und ein junger Hase, kummend ob des nie
 gehörten Klanges,
 Seine Nase von den laßt'gen Kräutern
 hebt.

Herz, mein Herz!
 Wieder ist's ein Neubeginnen.
 Herz, mein Herz!
 Mußt doch hoffen können,
 Soll das Leid der Zeit
 Nicht deine Kammern sprengen.

Julius M a d e r.

Stelle als Hauptstadt des Landes einnahm, zum erstenmal in seiner Geschichte Split genannt.

Wohlgeliebt, wie das Schicksal des ganzen Küstenreiches, war auch das Geschick der Stadt in und um den Diokletianpalast. In bunter Folge wurde sie von byzantinischen, fränkischen, venezianischen, kroatischen, ungaro-kroatischen und bosnischen Herren beherrscht. Dann fiel sie wieder in die Hände der Venetianer. Von diesen kam sie an Oesterreich, das sich ihres Besitzes nicht lange freuen durfte. Denn bald darauf legte Napoleon seine Hand auf das Gebiet der sogenannten illyrischen Provinzen. Dieses kurzlebige Gebilde unterstand wohl nicht dem Buchstaben nach, aber tatsächlich, der französischen Oberhoheit. Jedenfalls stand es unter französischer Verwaltung. Als Napoleon seinen Kaisertraum ausgeträumt hatte, wurden Dalmatien und Split wieder österreichisch. Und österreichisch sind sie geblieben, bis sich nach dem Zerfall der Doppelmonarchie der südslawische Nationalrat bildete.

Wer immer über Split geherrscht hat, drückte ihm seine Spuren auf. Wer durch die Stadt wandert, begegnet ihnen auf Schritt und Tritt. Man kann Zigaretten kaufen in einem Tabakladen, dessen Eingang von römischen Säulen flankiert wird. Auch neben dem Altar des heiligen Dujam, den der Metropolit Johannes errichtet hat, stehen noch die prachtvollen Säulen, die Diokletian dazu bestimmte, sein Mausoleum zu stützen. Neben dem Eingang in die Kathedrale blickt eine ägyptische Sphinx, die ein römischer Eroberer, vielleicht Cäsar, vielleicht Marc Anton, vielleicht Octavianus Augustus, einst aus ihrer Heimat entführte, auf einen venetianischen Löwen. Und manches stolze Wappensteinbild von der längst vergangenen Herrlichkeit adelstolzer Geschlechter. Es ist darum kein Wunder, daß sich die 35.000 Einwohner dieser einzigartigen Siedlung manchmal etwas überheben und prahlerisch fragen: „Was ist das mächtige London gegen die Stadt Split?“

Allerdings wird Split immer mehr zu einer modernen Stadt. Man fährt nun auch schon in seinen Straßen schnell und die Zeit der gemächlichen Spaziergänge ist vorbei. Seltener werden auch die singenden Chöre an den Straßenkreuzungen, was sehr zu bedauern ist, denn in Split gibt es sehr viele ausgezeichnete Tenöre. Und die Studenten und die Rascurer gehen neuerdings lieber ins Kino, statt, wie sie es ehemals getan haben, Serenaden zu singen.

Frühling im Bewilligungsverfahren

Von Karel Poláček

Auch vor dem Gebäude des Landesamtes ist ein Baum aufgeblüht. Gewiß wird es viele geben, welche diese Botschaft gleichgültig aufnehmen. Ein Baum aufgeblüht, was liegt schon daran; daß es vor dem Landesamt geschah, ist auch kein Ereignis. Gut, mir kam jedoch in diesem Zusammenhang ein phantastischer Gedanke. Was geschähe, wenn der Frühling samt allen Begleitererscheinungen an die Bewilligung irgendeines Amtes gebunden wäre? Wenn Traubenkirsche, Pfirsiche, Forsythia und Kastanie nach Güttdünken eines Amtes erblühten? Wenn dem zuständigen Amte hier unterbreitet werden müßte, ob die Wiesen grünen dürfen? Wenn dem zuständigen Amte dorselfst das Murmeln der Vögel und der Gesang der Vögel zwecks Neuherzung abzutreten wäre? Wenn die Sonne im Bewilligungsverfahren zu scheitern begänne? Wie würden unter solchen Umständen die lachenden Wiesen gedeihen, die, wie aus Schlußaufgaben bekannt ist, bunten Teppichen gleichen?

Wir werden von keinem bestimmten Amte sprechen, sondern leihen uns von dem alten, liebenswürdigen Dikens die unbestimmte, nebelhafte Existenz des Verzögerungsamtes. Dieses Verzögerungsamt wäre natürlich in viele Referate eingeteilt. Einige Sektionsräte hätten das Beredelungsverfahren der Frühlingswiesen im Referat, auf denen in ihrem Sinne Dattelblumen, Gänseblümchen, Löwenzahn und Trollblume erblühten. Unter der Aufsicht eines andern Konzeptbeamten würde der Frühlingswind, auch Bespitz genannt, wehen. Die Nachtigallen schüttelten die Perlen aus ihren Nestern unter persönlicher Verantwortung eines Ministerialkommissärs in entsprechender Gehaltsstufe. Das Verzögerungsamt hätte natürlich eine umfangreiche Statistik, wo in strenger Ordnung alles gesammelt wäre, was den Frühlingbetrieb betrifft. Interessenten fänden hier alles, was blüht, singt, tanzt und leuchtet. Jede Kreatur lobte den Herrn unter dem Schutze des Verzögerungsamtes.

Welches Verfahren wäre einzuschlagen, was den obgenannten Frühling anbelangt? Die blasse, unschuldige Existenz des Frühlings beträte das Gebäude des Verzögerungsamtes, schon zwar, aber fest entschlossen, sein Recht zu erlangen und ausgerüstet mit den entsprechenden Delegen. Der Frühling würde sich vor allem an den Portier mit der Bitte um Auskunft wenden. Der Portier würde einige höfliche Worte brummen und mit dem Daumen über die Schulter zeigen. Der Frühling schritte über den Hof, über die Pavlaische, an vielen Rissen und unfreundlichen Winkeln vorbei und über viele Stufen. Denn das Verzögerungsamt ist mit allen seinen Frühlingsreferaten in einem griesgrämigen und runzeligen Gebäude untergebracht, wo alles Lebendige dahinstreckt und nur

Schimmel gedeiht. Der Frühling pocht an eine Tür; keine Antwort. Der Frühling drückt die Klinke nieder; es ist geschlossen. Der Frühling schleicht zu einer andern Tür; da ist eine Tafel mit der Aufschrift: Eingang nebenan. Der Frühling geht nebenan; öffnet leise; jemand brüllt: „Zumachen — es zieht!“ Der Frühling erschrickt und geht zur nächsten Tür; dort knurrt ihn jemand an: „Was kommen Sie damit zu uns? Ein Stodwert höher.“ Der Frühling steigt ein Stodwert höher. Er öffnet eine Tür; jemand knurrt; er öffnet eine zweite; jemand bellt; jemand fährt ihn an; ein Kräulein quiecht auf; und der Frühling steht wieder auf dem Flux. Der Frühling erfährt, daß der zuständige Beamte nächste Woche zwischen elf und zwölf empfängt. Der Frühling gelangt in das Einreichungsprotokoll und befindet sich unvermittelt im amtlichen Verfahren.

Die Menschen blicken zum Himmel empor, schütteln die Köpfe und finnen: was ist heuer mit dem Frühling los? Im Vorjahre war um diese Zeit schon alles grün. Die grauen Nebel überm Wald segeln wie eine Geisterprozession; auch der Kranich fliegt in eine andere Gegend; wüß und unfreundlich ist es in Wald und Flux. Inzwischen ist der Frühling Gegenstand eines eifrigen Verfahrens. Es wird erledigt, abgetreten, mit einer Anmerkung retourniert, aufgehoben, wieder zwecks Ergänzung und zuständiger Neuherzung retourniert. Am Ende schreibt jemand mit Koffstift *Ad acta* darauf und von da ab moderiert der Frühling in der Kellerregistratur.

Aber vielleicht ist die Existenz des Frühlings eine politische Angelegenheit, so daß das Verfahren des Verzögerungsamtes an den Beschluß der Koalitionsparteien gebunden ist. Der Frühling gelangt in den zuständigen Ausschuss und alle Exponenten der Koalition haben das Recht, ihr Wort dazu abzugeben. Da beginnen die Vögel zu singen und die Wiesen zu grünen im Rahmen des Arbeitsprogrammes der Parlamentsausschüsse. Falls an dem Einzug des Frühlings bloß die Avarier interessiert sind, dann steht fest, daß uns der Gesang der Vögel, die grünen Gaine, das Murmeln der Kräulein und die liebe Sonne recht teuer werden zu stehen kommen. Schlimmer freilich ist die Sache, wenn die Ankunft des Frühlings mit einem andern Entwurf jankimiert wird, etwa mit der Forderung, den überalterten und wütenden Bürokraten eine Gehaltsaufbesserung zu gewähren. Dann steht fest, daß es heuer überhaupt keinen Frühling geben wird, da das Finanzministerium mit Rücksicht auf den Stand der Staatskasse Einspruch erheben würde. Dann . . . doch nun genug. Sicher ist, daß vor dem Gebäude des Landesamtes ein Baum erblüht ist. Trenet euch!

(Deutsch von Julius Mader.)

Abenteurer auf Melusa

Von Walter Jelen

Im Salon der Lady Falconbride plauderten Damen der Londoner Gesellschaft über ihre Reiseerlebnisse.

„Ich verbrachte eiliche Angusttage auf der Insel Melusa und wohnte dort in dem kleinen, reizenden Gava-Hotel, das aus mehreren winzigen Pavillons besteht“, erzählte Constance Verly, eine schöne, elegante Frau von ungefähr dreißig Jahren. Mein Abenteurer? Hören Sie: Es war am siebzehnten August, Nachts . . . Ein wunderbarer Sommerabend war zur Reize gegangen. Sterne funkelten am saphirblauen

Himmel. Die Bäume rauschten unter der leichten Brise.

Nacht in Melusa . . .

Ich schlummerte ein.

Mehr als eine halbe Stunde mochte vergangen sein.

Da hörte ich dranhin im Garten das Murkchen des Nieses. Leise, verdächtige Schritte, die immer näher kamen. Ich erschrak, hielt den Atem an.

Da! Ein kalter Schauer läuft über meinen Rücken. Eine große, männliche Gestalt schwingt sich mit einem Satz lachhaft auf das Fenster und von da — nahezu unhörbar

— ins Zimmer. Das matte, weiße Mondlicht beleuchtet sein Antlitz. Der Mann hat eine Augenmaske.

Er trägt eine bäuerliche Stropfbedeckung, hat keine Säube an. Er lauscht, das Ohr an die Mauer gepreßt und hört nur meine ruhigen Atemzüge.

Mein Herz pocht schnell und wild, vor irrünniger Erregung. Ich will — aber ich kann gar nicht schreien! Um Hilfe rufen . . .

Sucht er mein Geld? Meinen Schmutz? Langsam nähert er sich meinem Bett. Jetzt — plötzlich — streift sein heißer Atem meine Wangen, ein glühender Kuss trifft meine Lippen. „Hilfe . . .!“ zerstreut mein Schrei die nächtliche Stille.

Mit einem durchbohrenden, eigenartigen Blick, der mich zusammenzucken läßt, sieht er mich noch einmal an. Dann murmelt er etwas, das ich nicht verstehe, wendet sich um, springt aus dem Fenster und verschwindet im Dunkel der Nacht.

Hunde klaffen im Garten. Verstummen bald. Meinen Schrei scheint niemand gehört zu haben . . .

Am frühen Morgen, als ich erwachte, fand ich in meinem Zimmer, nahe dem Fenster — die kleine, schwarze Augenmaske, die er getragen und wohl bei seiner Nacht verloren hatte. — Abenteuer in Melusa . . .“

Constance Verlex lächelte. Sie hielt einen Augenblick inne, öffnete ihr Schlangenederhäuschen.

„Hier . . .!“ Sie zeigte den erschauernden Damen die kleine, schwarze Maske.

„Interessant! Interessant!“ sagten die Damen. Und ein wenig Neid klang aus ihren Stimmen . . .

Da Frauen interessante Erlebnisse, die sie irgendwie berühren, gern weiter erzählen, erfuhren bald viele Damen der Londoner Gesellschaft von dem entzückenden Abenteuer der Constance Verlex.

Das bedeutete aber übrigens durchaus keine Geschäftsförderung für das kleine, reizende



Sie weiß sich zu helfen

Gaba-Hotel in Melusa: Keine einzige der Damen, die ursprünglich hinfahren wollten, blieb aus, wohl aber kamen viele, die vorher von der Existenz jener kleinen dalmatinischen Insel gar nichts gewußt hatten, in eben dieses Hotel . . .

Die schwarze Augenmaske, die dem verwegenen Eindringling gehörte, war Eigentum des unternehmungslustigen Hotelierjohnes Ivo, dem sein Vater damals über den ach so schlechten Geschäftsgang geklagt hatte.

Der Sohn sann auf Abhilfe. Und er hatte sie gefunden! Ein wenig Erregung, das prickelnde Gefühl des Abenteurers. — Melusa tut alles für das Wohlbefinden seiner Gäste . . .

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 381.
Von Laszlo Klein, Budapest.

(Int. Problem-Turnier des Atus' CSR., 1935.)

3. Preis.

Schwarz: Kd6, Dh2, Tc1, f4, Lb8, c8, Sa1, f6, Bb3, e8, e7, h6. (12)



Weiß: Kh8, Dg3, Tb5, c7, La5, g2, Sc5, f8, Bc6, f7. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 278: Da5—d2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Sturm Heinrich, Brünn; Trepesch Waldemar und Bittner Richard, Kleinauzsd; Richter Karl, Politz; Müller Karl, Krochwitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Schindler Robert, Hofeld Otto, Chintak Teo, Habl Erwin, König Anton, Lohmüller Hans, Freundl Anton, sämtlich Nesterstitz; Froch Anton, Predlitz; Lepschl Franz, Kaplitz; Ulbert Erich, Klutschikau; Dreßler Robert, Vlasim (Sanatorium); Witsch Rosa, Trupschitz Robek Franz und Walter Ludwig, Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa.

Aus den Sektionen.

Eine äußerst rege Agitation für das Arbeiterschach betreiben die Genossen im 1. Bezirk. Unter anderen wurden einige Simultanspiele durchgeführt. Genosse Saslik spielte in Kleinprioren an 12 Brettern und gewann 9 Partien, drei Partien gingen an die Genossen Strache, Kromholz und Jung verloren. — Genosse Habl spielte gegen 14 Partner, er gewann 11 und verlor drei Partien gegen Neumann, Mrwa und Theißig. — Genosse Junig kämpfte an 16 Brettern, Resultat: 10 Gewinne, 6 Verluste. Es gewannen die Genossen: Zierstein, Neumann, Theißig, Tröster, Strache und Habl.

Aus dem VI. Kreis.

Vom 4. bis 10. Mai hielt der Bundesschachtechniker Genosse Schöpka, Komotau, eine Vortragsreise durch das Egerland ab. Den ersten Vortrag hielt Genosse Schöpka in Eger im „Volkshaus“ ab, an welchem 22 Genossen teilnahmen. In Falkenau erschienen 9 Genossen, in Liebauthal 18 Genossen, in Chodau im Arbeiterheim 21 Teilnehmer aus den Sektionen Winterskrün, Pötschessau und Chodau. Schwächer war die Teilnahme in Altrohau, wo 9 Genossen erschienen sind, in Karlsbad nahmen 13 Schachgenossen die Ausführungen des Genossen Schöpka in der „Graphia“ zur Kenntnis.

Den weitaus größten Erfolg haben wir in Liebenstein zu verzeichnen, wo weit über 100 Genossen erschienen sind und Genosse Schöpka länger als 1 Stunde über Komotau und das III. Bundesturnfest sprach. Anschließend gab Gen. Schöpka ein Simultanspiel an 28 Brettern. Obwohl mehr als 50 Schachgenossen an dieser Massenproduktion teilnehmen wollten, waren nicht mehr Schachbretter aufzutreiben. Gen. Schöpka gewann 19 Partien, 1 remis, 8 Partien gingen verloren. Eine ganz respektable Leistung, mit der beide Teile zufrieden sein können. In allen genannten Orten sprach Genosse Schöpka über das „Bundesfest Komotau“ und hielt anschließend einen theoretischen Vortrag am Demonstrationsbrett. In Liebauthal gab es ein Simultanspiel an 10 Brettern, 8 gewonnen, 2 verloren. Alles in allem kann gesagt werden, daß im VI. Kreis diese Vortragsreise voll ihren Erwartungen entsprach. Die Aufnahme des Gen. Schöpka war überall eine sehr herzliche und allgemeine wurde der Wunsch laut, bald wieder ähnliche Veranstaltungen durchzuführen.

Naturwissenschaftliche Kurzberichte

Von E. Aldt

Kropfbehandlung und Kropfverhütung.

Die Schweizer medizinische Wochenschrift brachte vor kurzem einen interessanten Bericht eines Schularztes über 15jährige Erfahrungen in der Kropfbehandlung der Schuljugend der Stadt Bern. Anlaß zum behördlichen Einschreiten gab die außerordentlich starke Verbreitung des Kropfes unter der Jugend. Noch im Jahre 1919 litten unter den Kindern des 9. letzten Schuljahres 79% an Kropf, 15% hatten eine vergrößerte Schilddrüse und nur bei 6% sämtlicher Kinder war die Schilddrüse normal entwickelt. Diese starke „Verkröpfung“ der Berner Jugend wurde nun systematisch und mit bestem Erfolg bekämpft. Seit 15 Jahren wurden, beginnend zunächst bei der ersten Schulklasse, den Kindern regelmäßig Jodmaltz oder ein anderes Jodpräparat verabreicht, in der Weise, daß nach 9 Jahren die gesamte Schuljugend der Stadt Bern mit dem Präparat beteuert wurde. 30.000 Berner Schulkinder wurden auf diese Weise behandelt und standen unter ständiger schularztlicher Kontrolle.

Der Erfolg war der, daß im Jahre 1934 83% der Kinder normale Schilddrüsen und nur noch 10% einen Kropf hatten. Ob dieser Erfolg der Jodbehandlung allein zuzuschreiben ist, läßt sich heute nicht entscheiden. Auffallend

ist nämlich, daß heute bei den Kindern des ersten Schuljahres, also jenen Kindern, die noch nicht schulpflichtig behandelt worden sind, die aber vielfach bereits prophylaktisch Jodmaltz bekommen haben, Vergrößerungen der Schilddrüse viel seltener geworden sind. Neuerdings ist im Kanton Bern die Jodmaltzabgabe obligatorisch geworden. Eine wichtige Rolle bei der Kropfverhütung spielt aber auch die Besserung der sozialen Verhältnisse. Der Ernährung und der individuellen Hygiene kommt sicher eine große Bedeutung zu. Interessant und wesentlich ist, daß bezüglich der Kropfverbreitung sich die sozialen Grenzen zu verwischen beginnen. Früher bestand ein deutlicher Unterschied zwischen den einzelnen sozialen Volksschichten. Der intensiven fürsorglichen Pflege sozial schlecht gestellter Kinder dürfte es zu danken sein, daß der Kropf auch da zu verschwinden beginnt, wo eine Jodprophylaxe noch nicht zur Anwendung kam.

Noch ein Faktor dürfte möglicherweise mitspielen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß eine große Anzahl der Kinder an Eingeweidewürmern leidet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Darmstörungen und damit Störungen in der Ernährung, die hierauf zurückzuführen sind, wesentlich mit beitragen zur Förderung der Kropfbildung, wo eine Anlage vorhanden ist. Es hat sich nämlich gezeigt, daß bei den an Würmern leidenden Kindern Kröpfe perzentuell höher sind als sonst. Schularztliche Aufsicht kann auch hier Schädigungen vermeiden.